IMPULS

II/2012

Positionen und Konzepte aus dem Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland

VEDD

Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland e.V.

Das „Eigenthümliche“ des Diakon-/in-Seins

Binnenansicht der „doppelten Qualifikation“

VEDD-Schreibwerkstatt

VORWORT

Die Einladungen zur „VEDD-Schreibwerkstatt“, die zeigen sollte, wie Diakoninnen und Diakone ihre doppelte Qualifikation selbst erleben, erfahren, reflektieren, bedenken, weiterentwickeln, liegen nun schon eine Weile zurück.

Einige Diakoninnen und Diakone sind diesem Aufruf gefolgt; im Vorstand haben wir bei uns selbst angefangen – nicht um zu normieren oder exemplarische Beispiele vorzulegen, sondern um zu zeigen: Es machte uns selbst Freude. Einige Schwestern und Brüder überlegen noch ..., dritte wollen wir mit diesem IMPULS-Heft, das eine Auswahl der bisher eingesandten Texte enthält, gewinnen, sich bis Ende 2012 noch zu beteiligen.

Die Texte zeigen, wie Diakoninnen und Diakone ganz selbstverständlich nicht nur Rechenschaft über ihr Amt ablegen, sondern ihr professionelles-amtliches Selbstverständnis ins Gespräch bringen, es eigenständig gestalten und weiterentwickeln. Damit sind sie eine wertvolle Ergänzung zu den bereits vorhandenen Publikationen (z. B. Rainer Merz, Diakonische Professionalität[1]).

Gerade in den gegenwärtigen Diskussionen um Ämter, Professionen und Dienste in Kirche und Diakonie ist es vordringlich zu beschreiben, was das Besondere des Tuns von Diakoninnen und Diakonen ist.
Wie soll es denn die kirchlich-diakonisch-wissenschaftliche Öffentlichkeit wissen und von wem soll sie es erfahren, wenn nicht von Diakoninnen und Diakonen selbst?
Sie bringen etwas ein, was so von niemand anders als von ihnen geleistet, erbracht und anregend, klar und kreativ kommuniziert werden kann.

Die Auswahl soll Lust und Mut machen, diese Reihe ganz unterschiedlicher Erfahrungsberichte, Reflexionen, Momentaufnahmen, Gebete, Gedichte, Briefe fortzuschreiben und zu ergänzen, damit im Jahr des 100-jährigen VEDD-Jubiläums ein buntes Bild dessen vorgelegt werden kann, wie Diakoninnen und Diakone sich selbst sehen und wie sie ihre unterschiedliche doppelte Qualifikation leben.

Dass wir nicht alle eingegangenen Texte abdrucken können, liegt am beschränkten Umfang der IMPULS-Hefte. Die Auswahl ist nicht repräsentativ, versucht aber, unterschiedliche Gattungen (Gedicht, Brief, Reflexion, Momentaufnahme) und Denkansätze (reflektierend, erzählend) aufzugreifen. Da in dieser ersten Textsammlung der Schwerpunkt auf der Reflexion des Diakon(innen)-Seins als doppeltqualifizierte Kompetenz gelegt wird und diese Sachfrage aus unserer Sicht dringend auf möglichst unterschiedliche Art primär Antworten braucht, haben wir eher biografisch orientierte Texte – obwohl hoch bewegend, insbesondere wenn es um Rückblicke auf turbulente und spannungsreiche Zeiten geht – nicht aufgenommen.
Ein weiterer IMPULS, geplant zum 100sten Jubiläum 2013, für den dieser IMPULS den Appetit anregen soll (und wird, da sind wir uns sicher!) wird dann ein breiteres Spektrum erzählten Diakon/innen-Seins aufnehmen.

Wir danken allen, die zum Stift gegriffen oder am PC das „Eigenthümliche“ (vergl. Wichern) ihres Diakon/innen-Seins, das Besondere ihrer doppelten Qualifikation erzählt und beschrieben haben.

Wir freuen uns auf weitere Texte!

Gute Lektüre wünschen Ihnen



Diakonin Marlis Seedorff
VEDD-Vorstandsvorsitzende

gez. Dr. Thomas Zippert
KAL-Vorsitzender



Diakon C. Christian Klein
VEDD-Geschäftsführer

Berlin,
Pfingsten 2012

1 RAINER MERZ, Diakonische Professionalität. Zur wissenschaftlichen Rekonstruktion des beruflichen Selbstkonzeptes von Diakoninnen und Diakonen. (VDWI 33),
Heidelberg 2007, 978-3-8253-5371-1

INHALT

Sabine Hirte
Um Gottes Willen – ja, wie mache ich das mit meiner Profession als Diakonin? – Das frage ich mich manchmal auch.

Dieter Kalesse
Arbeiten an einer menschlichen Gesellschaft
– Gedanken zwischen Düsseldorf und Berlin

Kerstin Kranz
Um Gottes Willen – nah bei den Menschen
Als selbstständige Diakonin mit einer heilpädagogischen Jugendhilfeeinrichtung mit neun Plätzen

Andreas Drese
Diakon-Sein

Andreas Wilke
Brief an Jesus

Ute Kaisinger-Carli
Von Null auf Hundert in 15 Sekunden –
oder: Versuch eines Synchronisierungsprotokolls

Ruprecht Beuter
Bejaht Leben – Leben bejahen
oder: Wie Gott dient und zum Dienen befreit

Marlis Seedorff
Was willst du? Was soll ich für dich tun?

Elisabeth Peterhoff
Um Gottes Willen – nah bei den Menschen
Diakonin-Sein ist für mich eine Lebenshaltung geworden

C. Christian Klein
„... in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernen“
oder: Doppelte Qualifikation des Diakon-Seins in der konkreten Lebens- und Dienstwirklichkeit

Wir danken Sabine Hirte, Dieter Kalesse, Kerstin Kranz, Andreas Drese, Andreas Wilke, Ute Kaisinger-Carli, Ruprecht Beuter, Marlis Seedorff, Elisabeth Peterhoff, C. Christian Klein für die Mitarbeit an dieser Textauswahl.

SABINE HIRTE

Um Gottes willen – ja, wie mache ich das mit meiner Profession als Diakonin? Das frage ich mich manchmal auch.

Nah bei den Menschen – ich glaube, das bin ich jeden Tag. Und was noch wichtiger ist: ich bin nah bei mir. Und wer bin ich? Ich bin Diakonin, und das mit Leib und Seele. Das ist mein Beruf seit mehr als zwölf Jahren. Sozialpädagogik habe ich studiert, Diakoniemanagement auch, das ist ein guter fachlicher Boden auf dem ich stehe. Und doch ist die Ausbildung zur Diakonin für mich das tragende Fundament.

Ich bin in leitender Funktion in einem großen diakonischen Unternehmen im Rheinland tätig. Mein beruflicher Alltag lässt wenig Zeit für spirituelle Auszeiten, erfordert konzentriertes und zielgerichtetes Handeln, lebt von unternehmerischem Denken. Das mag als Widerspruch zu der Nähe zum Menschen daherkommen, für mich ist es keiner. Alles, was ich tue, hat mit Menschen zu tun. Unsere Unternehmung dient mit ihren Dienstleistungen den Menschen und die wesentliche Ressource des Unternehmens sind ebenfalls Menschen. Die Frage nach der Menschengerechtigkeit treibt mich um bei jeder Entscheidung, die zu treffen, bei jedem Prozess, der zu gestalten ist.

Der Vers *„Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, dann wird euch alles andere dazugegeben.“* aus dem Matthäusevangelium (6,22) stand über meiner Einsegnung.
Er begleitet mich jeden Tag und versucht, mir Richtschnur zu sein für mein Handeln. Ich möchte wirksam werden in meiner beruflichen Funktion mit diesem diakonischen Blickwinkel. Das erfordert manchmal, eine Distanz zum Thema zu schaffen und stattdessen sich selbst nah zu sein. Nah bei mir sein, das bedeutet echt sein, glaubwürdig sein. Das heißt, dass ich morgen noch zu dem stehen kann, was ich heute zusage. Verantwortliches, wirksames Handeln für das größere Ganze, für Mitarbeitende, für Kunden, für Mitmenschen an meiner Seite. Es ist mir wichtig, dass ich für meine Entscheidungen auf festem Grund stehe. Dieser Grund sind für mich die Ethik und die Hoffnung des Evangeliums.
Nah bei mir sein, das bedeutet auch, Orte und Zeiten der Ruhe zu suchen und zu finden. Mich selbst und mein Handeln reflektieren, Situationen überdenken und gute Wege zum Weitergehen suchen. Dabei begegnen mir auch meine Schwächen, ich entdecke Fehlentscheidungen und Versäumnisse. Es gilt dann, Dinge zu klären, um Entschuldigung zu bitten, Verantwortung zu übernehmen.

Um Gottes willen – nah bei den Menschen. Eben. Um Gottes Willen, aus keinem geringeren Grund als um diesen. Meine diakonische Arbeit darf und soll sich daran messen

lassen, ob und wie es gelingt, in diesem Sinne wirksam zu werden. Im täglichen Leben ist das erkennbar zum Beispiel in der Kultur des Miteinanders. Wenn es mir gelingt, eine Sitzung so zu gestalten, dass verschiedene Ideen zu Wort kommen, jeder und jede seinen und ihren Teil beitragen kann und am Ende bestärkt in die eigenen beruflichen Arbeitsaufgaben zurück kehrt, hat das einen Wert. Vielleicht wäre es viel schneller gegangen, sich Ideen per Mail schicken zu lassen und vom Schreibtisch aus zu entscheiden. Aber Nähe entsteht dadurch nicht.
Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Menschen in ihren Arbeitssituationen einen wertvollen Beitrag leisten möchten, nach Erfolg suchen, Erfüllung und Sinnhaftigkeit in ihrem Tun für sich finden möchten. Im diakonischen Umfeld geht es dabei selten um Steigerungen nach dem Motto „Höher, schneller, weiter".
Es geht eher um Intensivierungen, um Nachhaltigkeit und Beständigkeit, es ist also eher ein „tiefer" gefragt.
Ich erwarte von meinen Mitarbeitenden eine professionelle Beziehungsgestaltung zu unseren Kunden, die gleichzeitig Nähe zulässt. Nichts anderes als das also muss und will ich selbst auch den Kolleginnen und Kollegen anbieten. Ich bin und bleibe erkennbar und lasse mich auf ein „tiefer" gerne ansprechen. Und da bin ich dann wieder nah bei den Menschen.

Um Gottes willen – das ist die Sinnmitte, auf die wir unser Leben beziehen und unser Handeln ausrichten. Ich fühle mich geprägt und getragen von meiner Glaubenswirklichkeit. Gleichzeitig suche ich nach Räumen, um diesen Themen auch in der täglichen Arbeit Gestalt zu geben. Gespräche mit neuen Mitarbeitenden über das Leitbild unserer Stiftung („Wir achten den Menschen als Ebenbild Gottes") sind eine gute Gelegenheit, um Worte wirksam zu machen und in Handlung umzusetzen.
Wie wird erkennbar in der täglichen Arbeit, dass dieses Leitbild nicht nur Wort, sondern Tat ist?
Welche Konkretionen kann ich Mitarbeitenden aus meiner Arbeit heraus dazu anbieten?
Wie passen diese Worte in ein Unternehmen, das am Ende Geld verdienen muss mit seiner Dienstleistung?
Ich stelle mich gerne diesen Fragen und suche gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen nach ernsthaften und sinnerfüllenden Antworten. Es ist schön, wenn das gelingt. Das sind Momente, aus denen ich Kraft schöpfe.

Damit stehe ich nicht zwischen Altar und Markt. Ich empfinde keinen Widerspruch zwischen unternehmerischem Handeln und wertorientierter sozialer Arbeit. Die Teile passen zusammen, wenn man genau hinschaut. Das ist manchmal mühsam und es kostet Zeit. Aber es lohnt sich. Diese Verbindung zu gestalten, sie menschengerecht und sinnvoll nutzbar zu machen vor allem für die Menschen, die vielfältige Unterstützungsleistungen der Diakonie nachfragen, halte ich für meine wesentliche Aufgabe als Diakonin in meiner beruflichen Dienstwirklichkeit.

Sabine Hirte, Jg. 1971, Diakonin, MA Diakoniemanagement, Evangelische Stiftung Hephata, Mönchengladbach

DIETER KALESSE

Arbeiten an einer menschlicheren Gesellschaft – Gedanken zwischen Düsseldorf und Berlin

ICE's, Züge, die die großen Metropolen verbinden, sind längst mehr als schnelle Verkehrsmittel, sind zu fahrenden Büros geworden. Ausgestattet mit Laptop und Smartphone, lässt sich die Fahrzeit nutzen als arbeite man im eigenen Büro.
So tippe ich also auf dem Weg von Düsseldorf nach Berlin meine Mail an einen Mitarbeiter der Marketinggesellschaft der Stadt Mönchengladbach:

„Hallo Herr G., heute bitte ich Sie zu ermöglichen, dass die Theatergruppe der Förderschule Hardt ihren 20-minütigen Auftritt am Samstag, dem 18. Juni, beim 34. Turmfest* auf der Hauptbühne auf dem Marktplatz haben kann und nicht auf der Nebenbühne in der Stresemannstraße. Ich versichere Ihnen, dass die Gruppe mit ihrem Stück „Tuch-Fühlung" hoch professionell arbeitet. Sie hat mehrfach Schultheaterpreise des Landes NRW gewonnen. Wenn wir gemeinsam an einem Stadtfest mit inklusivem Charakter arbeiten, können wir Beiträge, bei denen Menschen mit Behinderung mitwirken, nicht schwerpunktmäßig auf der Nebenbühne platzieren. Bitte überdenken Sie Ihren Programmablauf-Entwurf in dieser Richtung..."

Abbruch; der Laptop streikt; Probleme mit dem Akku. Vorläufiges Ende der „Bürozeit". Meine Gedanken bleiben beim Inhalt der Mail hängen. Erstmals in diesem Jahr wird die Evangelische Stiftung Hephata, deren Abteilung Kommunikation ich als Diakon und Kommunikationswirt leite, ihr zentrales großes Fest gemeinsam mit dem Turmfest, einem der großen Stadtfeste in Mönchengladbach, feiern. Dazu kooperiert Hephata mit der Marketinggesellschaft der Stadt, die das Turmfest organisiert und verantwortet. Hephatas Ziel dabei ist es zu verdeutlichen, dass die Nutzer der Hephata-Angebote, die Menschen mit Behinderung, wie alle anderen ganz selbstverständlich Bürgerinnen und Bürger ihrer Stadt sind, dass sie mitfeiern und wie andere Bürger auch Beiträge zum Fest leisten. Hephata und die Marketinggesellschaft haben sich darauf verständigt, das Turmfest zum ersten inklusiven Stadtfest in NRW zu machen, zu einem Fest, das weitestgehend barrierefrei ist und sich insgesamt vom Wickelcontainer für schwerstmehrfach behinderte Menschen bis zur Verständlichkeit des Programms auf Menschen mit Handicap einstellt. Aber plötzlich greifen wieder die alten Denkmuster: Ist es nicht sicherer für alle, wenn die Beiträge der Menschen mit Behinderung erstmal auf der Nebenbühne platziert werden? Nein! Das will ich nicht, deshalb meine Mail.

Inklusion, das steht doch dafür, dass jeder Mensch von Geburt an mitten in die Gesellschaft hinein gehört und eine Ausgrenzung aus gesellschaftlichen Regelkontexten

gar nicht erst zugelassen wird. Inklusion, das kann ich nur zusammendenken damit, dass ich den Menschen als Ebenbild Gottes achte. Die Würde eines jeden Menschen – ganz unabhängig von seinen Fähigkeiten – ist gottgegeben und deshalb unantastbar. Folglich sollten sich alle Menschen auf gleicher Ebene – auf Augenhöhe – begegnen; auch wenn – oder gerade weil – unsere Gesellschaft derzeit ganz starke Segregationstendenzen aufweist. Als PR-Mann benötige ich kurze, plakative Aussagen, um Aufmerksamkeit zu wecken, deshalb definiere ich Inklusion gern so: „Menschen mit Behinderung mittendrin in der Gesellschaft und von Anfang an dabei." Wohl wissend, dass eine inklusive Gesellschaft auch die Menschen mit Migrationshintergrund ebenso wie Alte und Junge und viele andere Gruppierungen umfassen und teilhaben lassen muss.

Irgendwo zwischen Wolfsburg und Magdeburg jagt der ICE – laut Display über der Tür – mit 285 km/h dahin. Ich hänge weiter meinen Gedanken nach, wie früher, als die Züge noch keine fahrenden Büros waren.

Als Diakonenschüler hat mich Jürgen Moltmanns Vortrag „Gott kommt und die Welt wird frei" (1974) geprägt. Ich erinnere, dass Moltmann eine Veränderung der Einstellung der Nichtbehinderten zu Behinderten (damaliger Sprachgebrauch) forderte: „Als christlicher Theologe möchte ich hinzufügen, dass der Menschensohn das Reich der Menschlichkeit nach dem Neuen Testament gerade dort aufzurichten begann, wo jenes ‚Aussätzigensyndrom' (die Ablehnung der Menschen mit Handicap durch die sogenannten Normalen) herrschte: Er ‚rehabilitierte' die Blinden, Kranken, Behinderten, Gelähmten, Geisteskranken bei Gott und den Menschen." (...)

„Die Überwindung der primären Barrieren von Ablehnung und Misstrauen, Vorurteil und Abhängigkeit wird von Gruppen ausgehen, in denen Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam das menschliche Leben praktizieren", schloss Moltmann damals seinen Vortrag. Ein Vortrag, der mich prägte und der – so denke ich gerade – bis heute meinen Auftrag – Bewusstsein zu schaffen pro Menschen mit Behinderung in unserer Gesellschaft – prägt.

Ich wende mich wieder meinem Laptop zu. Der Akku hat sich wieder aufgeladen. Ich schreibe die Mail an Herrn G. zu Ende. Öffne eine eingegangene Mail. Staatssekretär Hans-Joachim Fuchtel aus dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales lässt mir schon mal seine Rede zu kommen, die er heute abend um 19.00 Uhr bei der Eröffnung der Hephata-Ausstellung „Menschen mit Behinderung: versteckt, verwahrt, gefördert, inkludiert" im Kleist-Haus in Berlin Mitte – zu der ich unterwegs bin – halten wird:

(...) Mit der UN-Behindertenrechtskonvention, die seit 2009 in Deutschland verbindlich ist, hat die Vorstellung einer inklusiven Gesellschaft eine neue und nachhaltige Qualität erreicht. Die Konvention der Vereinten Nationen sagt klipp und klar: Menschen mit Behinderungen haben die gleichen Menschenrechte und ihnen muss Zugang zu diesen Rechten möglich sein, wie jeder und jedem anderen auch. Das heißt Zugang zur Arbeitswelt, zur Bildung, zur Gesundheit, aber auch Zugang zur politischen und gesellschaftlichen Teilhabe und zur Kultur. Die Bundesregierung wird diese Konvention mit einem eigenen nationalen Aktionsplan umsetzen. (...) Mit der Behindertenrechtskonvention wurde ein visionäres Ziel gesetzt: Die Inklusion von Menschen mit Behinderungen in allen Lebensbereichen. Inklusion bedeutet auch:
Nicht-behinderte Menschen müssen umdenken. Alle müssen bei allem, was getan, geplant oder gebaut wird die Belange von Menschen mit Behinderungen ganz selbstverständlich immer mit im Blick haben. Inklusion ist also nicht – oder nicht nur – eine Frage von Maßnahmen und Gesetzen. Inklusion braucht Veränderung: im Alltag, in den Köpfen, in der Zusammenarbeit (...)".

* Anmerkung der Redaktion: Das Turmfest ist eines der wesentlichen Stadtfeste der Stadt Mönchengladbach, das immer an einem Wochenende im Juni stattfindet und von mehr als 100.000 Menschen besucht wird.

Dieter Kalesse, Jg. 1953, Diakon, Kommunikationswirt, Leiter der Abteilung Kommunikation, Evangelische Stiftung Hephata, Mönchengladbach

KERSTIN KRANZ

Um Gottes Willen – nah bei den Menschen Als selbstständige Diakonin mit einer heilpädagogischen Jugendhilfeeinrichtung mit neun Plätzen

Bereits morgens ist mein Bedürfnis nach Stille enorm groß, deshalb versuche ich als erstes im Haus wach zu sein, mir einen Kaffe zu kochen und mich in den Wintergarten zu setzen, um dort den Tag erwachen zu lassen. Dort sitze ich im Grünen und meine Gedanken gehen zu jedem einzelnen Menschen, dem ich heute begegnen werde. Im Stillen lege ich jede Person und jede Begebenheit vor Gott die heute ansteht. Die besonders unangenehmen Dinge stelle ich gesondert unter Gottes Segen. Dann formuliere ich Fürbitten für die mir anvertrauten Menschen und dann kann der Tag beginnen.

Gemeinsames Frühstück mit meinem Mann ist ritualisiert. Wir beten gemeinsam: *Wie fröhlich bin ich aufgewacht, wie habe ich geschlafen, so sanft die Nacht, hab dank im Himmel oh Vater mein, dass du hast wollen bei mir sein. Behüte mich auch diesen Tag, dass mir kein Leid geschehen mag.*
Dieses Gebet kenne ich seit meiner Kindheit. Es drückt vieles von dem aus, was mich und meinen Glauben ausmacht. Vor allem große Dankbarkeit, dass ich mich bei Gott geborgen fühlen darf und weiß dass er mir in schwierigen Situationen beisteht. Über allem aber steht der notwendige Frohsinn, der Humor, den man braucht, wenn man mit jungen traumatisierten Menschen arbeitet. Nur wenn ich selbst fröhlich bin, ist die Atmosphäre im Haus gut.

Das andere Morgengebet heißt: *All Morgen ist ganz frisch und neu des Herren Gnad und große Treu sie hat kein End den langen Tag drauf jeder sich verlassen mag.*
Dieses Gebet schätzen auch die uns anvertrauten jungen Menschen besonders. Hier in Schönau am Königssee ist man der Natur besonders nah. Hier hat es eine Bedeutung, wenn man betet all Morgen ist ganz frisch und neu, weil man sich Gott ganz nahe fühlen kann und weil man spürt, dass in dieser herrlichen Welt jemand da ist, der Gott heißt und uns als seine geliebten Kinder in diese herrliche Welt gesetzt hat, damit wir nicht nur für uns selbst da sind.

In diesem Sinne begebe ich mich dann in unser Haus Waldeck, welches im Nationalpark Berchtesgadener Land liegt. Dort leben zur Zeit acht Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 7 und 14 Jahren.
Wenn ich dort eintreffe führt mein erster Weg ins Büro, wo ich das Diensttagebuch lese, der zweite Weg aber führt mich direkt in die Zimmer der Bewohner, denn hier spüre ich sofort, wie jeder morgens aus dem Haus ging. Wenn ich dann im Büro Telefonate oder Post erledige versuche ich das möglichst spaßig zu tun, denn überall ist die Belastung zu spüren, wo sich Menschen für Kinder und Jugendliche einsetzen, die nicht unbedingt in das allgemeingültige System passen.

Die Sachbearbeiter der Jugendämter haben sehr viel zu tun, wenn es darum geht jungen Menschen einen neuen Lebensraum zu geben. Für mich ist es wichtig meine Arbeit als Diakonin so zu sehen, dass ich die Möglichkeit habe, Menschen Raum zu geben. Meine Ausbildung und mein Menschen- und Gottesbild ermöglichen es mir, Raum zu haben in dem Menschen Heil werden können. Als Leiterin einer so kleinen Einrichtung habe ich die Freiheit, junge Menschen zu begleiten ihren Weg zu finden, laufen müssen sie aber selbst.

In meinem Leben ist es mir bereits ein paar mal passiert, dass mich junge Menschen gefragt haben, wie ich das mache, dass ich so selbstsicher erscheine, dass ich so stabil wirke, dass sie das Gefühl haben sich jederzeit auf mich verlassen zu können. Als junge Praktikantin begann der Golf-Krieg (1991), da arbeitete ich bereits in Haus Waldeck. Die jungen Leute fragten mich, wie kann dein Gott das zulassen?

Als 17-Jährige fragte ich.„Mein Gott? Mein Gott hat uns Menschen Verstand gegeben Kriege verhindern zu können, wenn sie bereit sind auf Macht zu verzichten und auch anderen Menschen Rechte einräumen.“ Aus diesem Grund bin ich Diakonin geworden, weil mir klar wurde, dass ich eine Ausbildung haben möchte, wo viele Menschen auf dem gleichen Weg sind diakonisch zu handeln. In der Rummelsberger Phillipuskirche sieht man die sieben Werke der Barmherzigkeit. Für mich als Diakonin das beste Zeichen, dass wir in verschiedensten Arbeitsbereichen die Möglichkeit haben Menschen den Raum zu geben den sie brauchen. Egal ob man wie ich mit traumatisierten Kindern betet und sie jeden Morgen und Abend unter Gottes Segen stellt, oder ob man Tote bestattet, alles ist gleichermaßen wichtig und für mich mit den Worten zusammenzufassen: „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst.“

„Was du nicht willst was man dir tut, das füg auch keinem andern zu.“

Kerstin Kranz, Jg. 1972, Diakonin, Erzieherin, Traumapädagogin, selbstständige Trägerin der privaten heilpädagogischen Jugendhilfe-Einrichtung HAUS WALDECK in Schönau am Königssee

ANDREAS DRESE

Diakon-Sein

Gibt es etwas Besonderes an meinem Diakon-Sein? Was ist anders bei mir als bei einem „normalen“ Sozialpädagogen? Diese Überlegung beschäftigt mich!

- Ist es die Kurzandacht, die ich vor einer Dienstbesprechung halte?
- Kann es sein, dass ich gern mit biblischen Geschichten und Gleichnissen argumentiere, um ein Anliegen zu verdeutlichen?
- Ist es eine besondere diakonische/kirchliche Haltung zu den brennenden sozialpädagogischen Fragestellungen unserer Gesellschaft?

Also ehrlich, das ist doch bei jedem kirchlichen, „sozialarbeitenden Menschen“ auch nicht anders! Da ist doch kein Unterschied zum „Diakon-Sein“ bemerkbar?
Aber wenn ich mich dann ganz und gar in mich zurückziehe und darüber nachsinne, was wohl das Besondere ist, dann merke ich, dass da doch etwas ist!

Kurz gesagt, es ist die Frage nach dem Auftraggeber meines Tuns. Ich stehe persönlich in einer speziellen Verantwortung eines bedeutenden Vorgängers:

- eines Auftraggebers, dem ich bei meiner Einsegnung ins Diakonenamt versprochen habe, dass ich ihm dienen werde und mein Tun seiner Idee widme,
- eines, den ich im Zweifel befragen kann, indem ich ihn anrufe,
- eines, den ich bei meinen Entscheidungen einbeziehe.

Wenn dieser Auftraggeber, der vor 2000 Jahren in Bethlehem geboren wurde, gern auch als „erster Sozialarbeiter“ beschrieben wird, dann bin ich ganz und gar bei meinem Vorgänger. Dem, der mir vieles vorgemacht hat, der meine Arbeitsplatzbeschreibung liefert, der mich in meiner Orientierung unterstützt in einer Zeit, in der sich viele Ereignisse überstürzen.

Dabei gibt es noch eine Besonderheit: das Verbundensein mit anderen Diakoninnen und Diakonen in einer Diakonischen Gemeinschaft, die mich anregt, aber auch mitunter aufregt, die mich fortbildet und in mir neue Impulse setzt, die mich in meinem Tun berufsbiographisch begleitet und die mich auch in schweren Zeiten trägt.

Diese Verbindung zwischen theologischem Auftrag und sozialpädagogischer Kompetenz erlebe ich als eine zutiefst sinnige Verbindung. Ohne diese wäre mein Tun nur halbherzig oder fragmentarisch. Mein Christ-Sein und Sozialarbeiter-Sein ist in dieser Verbindung (m)ein Diakon–Sein. Und das in einer Diakonischen Gemeinschaft, die ähnlich wie eine Großfamilie funktioniert. Dort erlebe ich diakonische Schwestern und Brüder, mit ihren unterschiedlichen Frömmigkeiten, mit ihren vielfältigen Begabungen. Das ist nicht nur ein Netzwerk, das ist für mich auch ein sicherer Boden unter den Füßen. Tragen und getragen werden, oder anders gesagt: Anteilnehmen und Anteilgeben.

Wenn meine Kinder gefragt werden, was ihr Vater arbeitet, dann antworten sie: „Der ist Diakon und sitzt den ganzen Tag in seinem Büro am PC und organisiert und telefoniert. Der redet viel mit Leuten!“

So sieht dann mitunter die pure Wirklichkeit aus – aus der Sicht von neun- und elfjährigen Kindern. Unser Tun will reden?

Andreas Drese, Jg. 1958, Diakon, Diplom Sozialpädagoge, Martinshof Rothenburg/OL

ANDREAS WILKE

Brief an Jesus

Ostfriesland
im Spätsommer 2011

Lieber Jesus,

wie soll ich meine Seele halten, dass Du sie nicht berührst? Wie soll ich sie hinheben über Dich zu anderen Dingen? Ach, gerne möchte ich sie bei irgendetwas Verlorenem im Dunkel unterbringen, an einer fremden, stillen Stelle, die nicht weiterschwingt, wenn Deine Rufe schwingen. Doch alles, was uns anrührt, Dich und mich, nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich, der aus zwei Saiten eine Stimme zieht.

Mit dieser Stimme schreibe ich Dir heute diese Zeilen, als einer Deiner Nachfolger, als ein Diakon in der Institution der Evangelischen Kirche. Als einer unter vielen Brüdern und Schwestern, die, anlässlich des 100. Geburtstages des VEDD, von ihrem Diakon/in-Sein in ihrem Alltag, in ihrer Lebens- und Dienstwirklichkeit erzählen wollen.

Schon in meiner Kindheit, im kleinen Heidedorf, hast Du mein Interesse an der Gemeindekrankenpflege geweckt durch die damals dort tätige Schwester Freya. In meiner weiteren Entwicklung hast Du mich, wie ein glühender Backofen, mit Deiner Liebe umgeben. Aus dieser Begeisterung, hast Du meinen Weg in die Krankenpflege- und Diakonenausbildung nach Bethel geleitet. Mit vielen Brüdern und Schwestern lernte ich hier, den ausgebrannten kranken Menschen in sach- und fachgerechter Pflege nahe zu sein. Schon Dein Vater erschien ja auch Mose im ausgebrannten Dornenbusch, weil er den Ausgebrannten nahe sein wollte.

Obwohl ich nach der Ausbildung in Bethel nicht in das Amt eines Diakon eintrat, blieb eine lebenslange Begegnung mit dem Bruder Christian aus Nazareth. In dieser Begegnung erfuhr ich bis heute, was „Bruderschaft im Kleinen“ bedeutet: „Da ist einer, der alles von dir weiß, und der dich trotzdem liebt.“

Seit damals, als einer der „ersten Männer“ in der Gemeindekrankenpflege, bin ich mit Dir dem Leben auf den Fersen, pflege nun an die 40 Jahre, kranke und alte Menschen in der ambulanten Krankenpflege. Dabei war und bin ich bis heute in meinem Element.

Damals war der kranke Mensch noch „der Patient“ (d. h. der Geduldige), heute sind es „Klienten“ (= Auftraggeber). Doch ich denke, mein „Auftraggeber“ wirst Du bleiben.

Wie ein erheiterndes Aufmuntern von Dir waren oft die Begegnungen mit den Menschen in der Pflege. Da war zum

Beispiel die alte Gräfin Sybille, die sich nach der Injektion mit den Worten verabschiedete: „ ... dann bis Morgen im Schmuck der Waffen“, gemeint waren Dienstkleidung und Spritze. Oder die Worte des im Sterben liegenden alten Mannes während der Rasur: „Na, dann komm ich wenigstens rasiert in den Himmel.“

Du hast mich in der Pflege gelehrt, Konflikte nicht immer verstehen zu müssen, sondern sie aushalten zu können. Es gab ja auch die Konflikte und Probleme mit Kolleginnen und Kollegen. Dabei kam ich mir manchmal vor wie Stephanus, Dein erster Diakon, als er gesteinigt wurde. Aber auch bei mir „öffnete sich der Himmel“ und Du warst mir nah.

Einmal erschienst Du sogar persönlich, in der Sterbepflege bei meiner altgewordenen Mutter. Die erzählte mir bei der Morgenpflege: „Jesus war hier, nun geh ich heim.“ Du weißt, ich war für einen Augenblick sprachlos.

Du kennst auch meine Zeiten von Abgründen in der Pflege, meine Stoßgebete, wenn ich danach fragte: „Jesus, wo bist Du jetzt?“ oder: „Lieber Gott, schick uns die Medizin, die Krankheit haben wir schon.“

Du weißt auch um meine Empörung über die Starrheit der heute gültigen Gesetze der Pflegeversicherung, die ja den Pflegealltag unnachgiebig nach Wirtschaftlichkeit und Ergebnisqualität bestimmen. Oft frage ich mich: Ist das Gesetz für die Menschen da oder die Menschen für das Gesetz?

Meine Glaubensväter sprachen von der Gemeindeschwester als der „Speerspitze des Evangeliums“, die am weitesten in die Welt ragt. Und heute? Du weißt, manchmal träume ich davon, dass die häusliche Krankenpflege in Deinem Auftrag so fließen und rauschen möge wie die musikalischen Polyphonien, Harmonien, Impulse und Töne bei Bach, Mendelssohn oder Chopin – vielleicht auch mal so klar und schlicht wie ein à-capella-Choral.

Durch Dich wurde ich auch zu einem Esel-Liebhaber. Laut Überlieferung hast Du selbst ja auch den Esel genutzt und geschätzt. Mir wurde deutlich: Gott liebt die Esel. So wurde der Esel für mich zum Symbol und Gleichnis für meinen diakonischen Alltag: belastbar, geduldig, sanftmütig bleiben, wenn auch manchmal störrisch und eigenwillig.

Die Ehe mit meiner Frau Anne, mit den Kindern und dem Familienleben, hast Du angesehen, begleitet und gesegnet. Meine Familie brachte viel Duldung und Unterstützung für meinen Berufsalltag auf, der in seiner Wirklichkeit, ja sehr oft, ehe- und familienfeindlich ist. Aber Du hast mir ja nicht nur einen Rosengarten versprochen.

Heute, mit zunehmendem Alter, komme ich mir „in Deinem Weinberg“ häufig vor, wie „ein alter König im Exil“. Während meines Pflegealltags kreisen meine Gedanken oft um Dich, wie um einen uralten Turm, doch ich weiß noch nicht, bin ich ein Falke, ein Sturm oder ein großer Gesang. Du weißt aber, dass ich da bin, das genügt mir.

Viele Männer und Frauen habe ich gepflegt und im Sterben begleitet, als Krankenpfleger und Diakon und mein Brot damit verdient. Oft habe ich mit diesen Menschen nicht von Dir geredet, sondern mit Dir über diese Menschen. Viele von ihnen sind nun schon bei Dir, in Deinem Licht. Kommt einst die Stunde des Sterbens, so wünsche ich mir von Dir „den Tod im göttlichen Kuss“. Weißt Du, das ist so, als wenn man ein Haar aus einer köstlichen Milchsuppe zieht.

Im Leben wie im Tod, hoffe ich, im Blick auf Dich, sagen oder denken zu können: „Dies ist nicht das Ende, sondern der Beginn des neuen Lebens.“

So, lieber Jesus, nun habe ich Dir (aus gegebenem Anlass) von meinem Diakon-Sein erzählt. Lass mich weiter mit Dir im Gespräch bleiben, so wie ein Mann, der mit seinem Freund redet.

Dein Andreas

Andreas Wilke, Jg. 1953, Diakonenexamen 1975, Fachkrankenpfleger für Gemeindekrankenpflege, Diakonie-Pflegedienst, Großheide/Ostfriesland*

**Diakonenausbildung und -examen 1975 in Nazareth/Bethel. Die Kirchenleitung der Ev. Kirche von Westfalen lehnte die Einsegnung am Dienstort durch den Kirchenkreis ab.*

UTE KAISINGER-CARLI

Von Null auf Hundert in 15 Sekunden– oder: Versuch eines Synchronisierungsprotokolls

„Ich möchte Sie gerne um einen Rat für meine jüngere Schwester bitten. Sie nimmt zurzeit an einem Freiwilligenprojekt in Lateinamerika teil, ist sozial sehr – ich möchte sagen: zu sehr – engagiert, und möchte nach ihrer Rückkehr Sozialpädagogik studieren. Mein Bruder, der Psychologie studiert, rät ihr davon ab, weil seiner Meinung nach alle Sozialpädagogen burn-out haben“. Dieses so unscheinbar daher kommende Gespräch ereignete sich in der Mittagspause im Rahmen einer Ausbildungsmesse, für die ich einen Messestand für „Berufe in Kirche und Diakonie“ koordinierte. Die junge Frau, die mir diese Frage stellte, ist selbst Auszubildende in der Ergotherapie und wirkte an unserem Stand mit.

Das Gespräch über die nicht-anwesende Schwester verwandelte sich innerhalb kürzester Zeit zu einem intensiven Beziehungsgeschehen zwischen uns. Sie macht sich Sorgen, weil ihre Schwester magersüchtig ist und offensichtlich unter den besonderen Anforderungen ihrer derzeitigen Lebens- und Arbeitssituation in diesem Hilfsprojekt wieder akute Symptome der Magersucht zeigt. Ich erfahre etwas über die Familiendynamik, über die herausragende Rolle der Mutter und die Bedeutung des Glaubens in ihrer Herkunftsfamilie; und als hätten wir uns durch viele Schichten erst hindurch arbeiten müssen, kommen wir zu der Kernbotschaft: Ich bin auch magersüchtig – ich habe mich in meiner Ausbildungsklasse „geoutet“ – seitdem hat sich das Verhältnis zu meinen Mitschülern negativ verändert. Meine Eignung für diesen therapeutischen Beruf wird in Frage gestellt.

So ein Gespräch in der Kantine, zwischen Currywurst und Pommes.

Diese Erfahrungen gehören zu meinem Lebensalltag. Sie begegnen mir in meinem dienstlichen Kontext genauso wie beim Gespräch mit der Nachbarin am Gartenzaun, die über die Frage nach einer Möglichkeit der Altkleiderspende mit mir das Gespräch sucht, um dann über ihre Art der Trauerbewältigung nach dem verstorbenen Ehepartners zu sprechen: Darf ich seine getragenen Kleider zwei Jahre nach seinem Tod nun weggeben? Ich habe mich neu verliebt – ist das noch zu früh?

Jedes dieser Gespräche geht mir nach, und es stellt sich die Frage nach dem Auslöser für ein solches Beziehungsgeschehen. Wieso führt das Gespräch über eine nicht anwesende Person zu einer existentiellen Lebensfrage und die Suche nach einem nachbarschaftlich-pragmatischen Rat entwickelt sich zu einem seelsorgerlichen Gespräch? Auch wenn alles auf das seelsorgerliche Gespräch hinausläuft,

ist das zunächst nicht beabsichtigt, weil – und davon bin ich zutiefst überzeugt – es mir gegenüber nicht diese explizite Erwartungshaltung gibt, wie zum Beispiel gegenüber einem Pfarrer. Oder ist es gerade dieses Nicht-festgelegtsein im Gespräch, das diesen Raum eröffnet und dieses Beziehungsgeschehen werden lässt? Ich bin mir sicher, dass meine Gesprächspartner keinem bewussten inneren Gesprächsleitfaden folgen. Sie bringen ihre Sorgen, Fragestellungen, Lebensbrüche mit. Aber in der unmittelbaren Begegnung eröffnet sich ihnen mit mir dieser Raum, der, wie einem roten Faden folgend, die Hinwendung zum zentralen Kern ermöglicht.

Wie stehen hier meine Kompetenzen als Diakonin und Sozialpädagogin zueinander im Verhältnis, welche ist von größerer Wirkmächtigkeit? Zunächst vertraue ich auf meine sozialpädagogische Fachlichkeit. Ich habe eine Weiterbildung in non-direktiver Gesprächsführung nach Rogers, ich habe in vielen Weiterbildungsmaßnahmen Schlüsselkompetenzen wie Wahrnehmungs- und Kommunikationskompetenzen „trainiert". Meine Berufserfahrung, insbesondere meine langjährige Begleitung von Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung haben meine Reflexionsfähigkeit gefördert und nachhaltig geprägt.

Diese sozialpädagogische Professionalität ermöglicht mir die Wahrnehmung eines sich entwickelnden Beziehungsgeschehens. Ich spüre: „Ute, dieses Gespräch bekommt eine andere Qualität." – Sofort wird im Hintergrund eine ganze Reihe von Hypothesen gebildet, der Methodenkoffer öffnet sich: „Sei achtsam! Bewerte nicht! Lass dein Gegenüber aussprechen...! Achte auf die Umgebung: schließe die Tür...!" Die erworbenen fachlichen Kompetenzen laufen im Hintergrund ab, wie in einer Endlosschleife, aber sie determinieren doch nicht das Beziehungsgeschehen. Darüber hinaus rücke ich mich auch innerlich selbst zurecht: es ist die Hinwendung zu meinem Gegenüber, die immer wieder gelebte Erfahrung, dass ich mich diesem Beziehungsgeschehen überlassen kann: in der Bewusstheit meiner persönlichen Stärken und Grenzen und im Vertrauen auf mein Angenommensein durch die Liebe Gottes ohne mein eigenes Zutun.

Diese innere Gewissheit des Angenommenseins mit meinen Stärken und Grenzen lässt diese spontane Barmherzigkeit zu: einer Fremden mit Freundlichkeit und Achtung begegnen, die Hinwendung ohne eigene Interessen, eine Begegnung auf Augenhöhe, eine zunächst einseitige, auf das Gegenüber zentrierte Haltung.

Ich kann mich dem Geschehen des gegenseitigen Erkennens überlassen, weil mich meine innere Gewissheit trägt, dass mir meine Hingabe, Würde und Freiheit geschenkt wurden ohne mein eigenes Zutun. Dieses Gefühl des Angenommenseins bringe ich in diesen Kontakt ein; Teilhabe an diesem Geschenk soll erfahrbar werden, um damit die Botschaft Jesu auch in dieser Begegnung wirken zu lassen. Ich versuche mein Hilfehandeln von meinem Gegenüber her zu gestalten, indem ich mich auf diesen gegenseitigen Werdeprozess einlasse: von einer asymmetrischen zur symmetrischen Beziehung, wie es zum Beispiel in Mk 10,51, beschrieben ist, als Jesus den Blinden von Jericho fragt: „Was willst Du, das ich Dir tun soll?" Üblicherweise erwarten wir, dass die Heilung mit einem Befehl wie „Steh auf und geh!" erfolgt. Nicht so in dieser Geschichte. Hier begegnet Jesus Bartimäus auf Augenhöhe, er begegnet ihm nicht als der, der überzeugt ist, die Lösung bereits zu kennen. Jesus ermöglicht Bartimäus, aus eigener Kraft sich für seine Verbindung zu seinem Leben und damit auch zu Gott wieder zu öffnen. Auf der Grundlage meines christlichen Menschenbildes nehme ich die religiöse Dimension existentieller Lebensfragen wahr, reflektiere das Beziehungsgeschehen. Handlungsoptionen werden und ich bin sprachfähig.

Hier synchronisieren sich sozialpädagogische und diakonische Kompetenzen: wenn es gelingt, das Gefälle zwischen mir und meinem Gesprächspartner aufzuheben, wenn Hilfehandeln als gegenseitige Erfahrung spürbar wird und zur Sprache kommen kann, wenn ich dabei unterstützen kann, eigene Ressourcen zu entdecken und die Verantwortung für die eigenen Lebensentscheidungen zu übernehmen. Ich überlasse mich diesem Beziehungsgeschehen, ohne ein Bild, eine Lösung in mir zu tragen. Lösungen erwachsen aus Versuchen und aus Erfahrungen von Gelingen, sie entstehen im Dialog, in der Begegnung mit dem Gegenüber. Lösungen entstehen im gemeinsamen Gehen.

„Erkennt von ganzem Herzen an, dass der Herr, Christus, heilig ist. Immer wieder verlangt man von euch, Rechenschaft zu geben über die Hoffnung, die euch erfüllt. Deshalb müsst ihr bereit sein, allen, die fragen, Rede und Antwort zu stehen." (1. Petr. 3, 15)
Das ist meine diakonische Berufung, das ist mein In-der-Welt-Sein, dieser Verantwortung stelle ich mich in der alltäglichen Begegnung und in meinem Arbeitskontext, nie wissend, wie intensiv die Begegnung werden wird, aber immer getragen davon, mein Gegenüber teilhaben zu lassen an der uneingeschränkten Zusage Gottes, dass er gerade uns will. In Verbindung mit meinen in der Ausbildung, im Studium erworbenen sozialpädagogischen und diakonischen Kompetenzen und in den vielen Berufsjahren gelebten und integrierten Praxiserfahrungen ist das die Grundlage meines professionellen Handelns.

Ute Kaisinger-Carli, Jg. 1963, Diakonin, Sozialarbeiterin, Aus-, Fort- und Weiterbildung in gemeindebezogenen Diensten, Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Kassel

RUPRECHT BEUTER

BEJAHT LEBEN – LEBEN BEJAHEN
oder:
Wie Gott dient und zum Dienen befreit

HERR,
DU sagst JA zu mir.
Denn: DU bist Gott.

Darum sagst Du JA zu allen.
Ohne Ansehen der Person nimmst Du uns an.
Wir sind Dir genug.
So wie wir sind, sind wir Dein.
Unbedingt.
Und unwiderruflich.

DU sagst JA zu uns,
zu uns Großen,
zu uns Kleinen.
Du gibst uns Würde.
Du bejahst unser Können.
Du bejahst unser Wissen.
Du bejahst unsere Individualität.
Du bejahst unsere Verschrobenheiten.

DU sagst JA zu mir.
In meinem Selbstzweifel.
In meiner Menschenfurcht.
In meiner Einsamkeit.
In meiner Schuld.
Im Schwachsein.
In Krankheit.
In Angst.

DU sagst JA zu uns.
Unsere Wege gehst Du mit.
Unsere Risiken kehrst du zu Chancen.
Unsere Not mündet in Deinen Shalom.

DU sagst JA zu mir.
Meine Unruhe ist von Dir umhüllt.
Mein Suchen ist von Dir gefunden.
Mein Anspruch lebt in Deinem Zuspruch.

DU sagst JA zu mir.
In die Überforderungen.
In die Unterforderungen.
In die Müdigkeit.
In die Resignation.
In die Lieblosigkeit.
In das Kleinkarierte.
In die Alltäglichkeit.

DU sagst JA.
In der Sterilität der Pflege.
Im Chaos unserer Schreibtische.

In der Perspektivlosigkeit einer Beratung.
In der Endlosigkeit unseres Mühens.

DU sagst JA.
Im Geklüngel einer Gemeinde.
Im Geschacher der Macht.
Im Gejaul der Entlarvten.

DU sagst Ja.
In das Leben der Anderen.
In die ungelebte Liebe.
In die antwortlose Frage.
In die Kapitulation des Menschlichen.

DU sagst JA.
In die Familie.
In die Gemeinschaft.
In das Sein wie es ist.

DU sagst JA.
Nichts bleibt wie es war.
Nichts ist wie es sein wird.
Nichts wird sein wie es ist.
DU bleibst.

DU sagst JA.
Dein Wort trägt.
Dein Wort wandelt.
Dein Wort heilt.
Es schafft Mut.
Es schafft Sinn,
überwindet das Böse,
Dein Wort schafft
den neuen Morgen.

DU SAGST JA.
Mal laut.
Mal wie ein Hauch.
Mal wie ein Sturm.
Mal wie Donner.
Und in der Stille.

DU sagst JA.
So wird das Leben lebendig.
So werden Menschen Menschen.
So kann das Leben gelingen.
So werde ich ich.

DU sagst JA.
Das ist mein Trost.
Im Leben und im Sterben.
Mein einziger.

Ruprecht Beuter, Jg. 1951, Diakonenexamen 1975, Erwachsenenbildner in der Ev. Kirche der Pfalz, Rockenhausen*

**Diakonenausbildung und -examen 1975 in Nazareth/Bethel. Die Kirchenleitung der Ev. Kirche von Westfalen lehnte die Einsegnung am Dienstort durch den Kirchenkreis ab.*

MARLIS SEEDORFF

Was willst du? Was soll ich für dich tun?

Diese Fragen Jesu, entnommen aus dem Gleichnis von der Heilung des Blinden am See, könnten als Leitspruch über meiner Arbeit als Leiterin eines ambulanten Betreuungsdienstes für Menschen mit Behinderung, die in eigenen Wohnungen oder in einer Wohngemeinschaft leben, stehen.

In der Begegnung mit diesen Menschen spielen die Fragen nach den Wünschen, den Zielen und den Vorstellungen für das eigene Leben eine wesentliche Rolle.
Der Inklusionsgedanke, die Behindertenrechtskonvention, das Recht auf Teilhabe und Gleichstellung in der Gesellschaft, Wunsch und Wahlfreiheit, erfordern von uns professionellen Helferinnen und Helfern ein Umdenken, Flexibilität und auch die Auseinandersetzung mit Grenzen des eigenen Hilfeverständnisses:
Von der „Bestimmerin", die schon weiß, was der andere will, braucht und gut für ihn ist, zur Beraterin in Sachen individueller Lebensgestaltung.
Wir diskutieren die Fragen:
Was will eigentlich derjenige, um den es geht?
Wie werden Ziele gefunden, formuliert – und von wem?
Wie finden wir gemeinsam heraus, was zu tun ist?
Wie passt das zusammen mit den Vorgaben des Kostenträgers und den Möglichkeiten, die unser Dienst hat?
Wie passt das zusammen mit den Ansprüchen von Angehörigen, den eigenen Lebensvorstellungen, Haltungen und ethischen Werten?

Ich beobachte, dass es unter den Menschen, die wir betreuen, einige gibt, die oftmals nicht die Gelegenheit hatten zu lernen, Wünsche zu äußern oder Entscheidungen zu treffen. Oft haben sie erlebt, das andere für und über sie entschieden haben – in guter Absicht, aus einer Profession heraus, aus dem Bedürfnis Schutz zu geben und Scheitern zu vermeiden.

Manchmal fällt es schwer, den eigenen Willen zu äußern, manchmal ist es auch bequemer, andere entscheiden zu lassen. Gelegentlich werden auch Wünsche formuliert, die aller Wahrscheinlichkeit Träume bleiben – das ist Normalität, unabhängig von Behinderung.

Was willst du? Was soll ich für dich tun? (vgl. Lukas 18, 35-43)

Manchmal wünsche ich mir, das es mit gelänge, so wie Jesus, Behinderungen aufzuheben, psychische Verletzungen zu heilen, Menschen aus ihrer empfundenen inneren Gefangenschaft zu befreien. Das kann ich nicht.

Und trotzdem hat diese Geschichte einen Sitz in meinem Arbeitsalltag.

Sie zeigt mir, dass Beharrlichkeit zum Ziel führen kann. Von der Ablehnung und Zurückweisung der anderen lässt sich der Blinde nicht beirren, er fordert seinen Willen ein, verfolgt sein Ziel konsequent und hat Erfolg. Jesus wendet sich ihm zu. Er sieht ihn an, er fragt, nimmt ernst. Was willst du? Jesus diagnostiziert nicht gleich, schließt keine schnellen Schlüsse. Hätte es nicht auch sein können, dass der Blinde einen anderen Wunsch hat? Ich lasse mich von der Geschichte anregen, vom Gegenüber her zu denken.

So lautet die Frage in meinen Arbeitsalltag übersetzt:
Welche Ideen haben Sie, Ihrem Wunsch näher zu kommen?
Welche und wie viel Unterstützung wollen und brauchen Sie dabei?

Was kann ich dafür tun, dass Menschen ihre Situation besser aushalten können?
Die Geschichte mahnt mich, den anderen wahrzunehmen und an seine „Selbstheilungskräfte" zu appellieren: Glauben Sie an sich, haben Sie Mut und Vertrauen!
Nutzen Sie Ihre Fähigkeiten, setzen Sie sie ein.

Dieses Um-Denken – vom Gegenüber her – ist manchmal schwer, erfordert Kraft, Reflexionsvermögen, Mut und impliziert oft auch sich wiederholende Scheitererfahrungen – für den Betreuten selbst, genauso wie für die Mitarbeitenden.
Und doch gibt es sie in unserem Alltag, die heilenden Erfahrungen. Wenn zum Beispiel ein Ziel erreicht wurde oder wenn wir erleben, wie Menschen aufblühen, sie ihr Leben in die Hand nehmen, Verhalten ändern, weil wir sie darin unterstützt haben, ihren Willen einzufordern und sie beweisen können, dass manches möglich ist, was bisher als unmöglich galt.

Es ist eine Gnade,
wenn du hoffen kannst,
ohne die Realitäten
aus deiner Wahrnehmung
zu verdrängen,
wenn du zu warten vermagst,
ohne dich selbst zu verlieren,
wenn du zu träumen wagst,
ohne etwas erzwingen zu wollen,
wenn du den richtigen Augenblick
erspüren und ergreifen kannst
für das, was du willst. *Christa Spilling-Nöker (Quelle unbekannt)*

Marlis Seedorff, Jg. 1966, Diakonin, Krankenschwester, Heilpädagogin, Evangelisches Johannesstift Berlin, Behindertenhilfe gGmbH, ambulanter Betreuungsdienst „SchwanterWeg"

ELISABETH PETERHOFF

Um Gottes willen – nah bei den Menschen

- **Diakoninnen und Diakone beschreiben Diakon/in-Sein leben**
- **Lebens- und Arbeitswirklichkeit Diakon/in**

Diakonin-Sein ist für mich eine Lebenshaltung geworden. Ich bin Diakonin im Beruflichen wie im Privaten. Mein Leben durchdringt eine Überzeugung des diakonischen Menschen- und Gottesbildes, wie es sich im Laufe meiner dienstlichen Entwicklung seit dem Beginn meiner Ausbildung zur Diakonin 1984 für mich herausgearbeitet hat.

Jesu Handeln wie es in den Evangelien beschrieben ist, seine Option für die Armen, die Rechtlosen, Hilflosen, für Frauen und Kinder in seiner Zeit, ist Leitlinie meines Lebens und Arbeitens.

Jesus sieht hinter die Fassade. Er durchdringt Menschen und Situationen. So sind für mich die Geschichte der Samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen (Johannes 4), der Einsatz für die Ehebrecherin (Johannes 8), die Speisung der 5000 (Markus 6) und die Erzählung der Apostelgeschichte 6, die Einsetzung der Armenpfleger, wegweisend für meine Haltung und meinen Versuch, diakonisch zu leben und zu arbeiten.
Dies spiegelt sich für mich auch wieder in meiner Lust und Sehnsucht nach Weiterbildung, nach mehr wissen wollen, nach hinter die Kulissen der Menschen, der Strukturen, der Fassaden blicken zu wollen. Als Gestalt- und Traumatherapeutin hat sich mein diakonischer Blick erweitert. Zusammenhänge in menschlichen Nöten und in Systemen werden transparenter.

So sehe ich die Menschen – in meiner momentanen beruflichen Station in einer Konfliktbearbeitungsstelle – mit vielen Augen. Was ist macht sie aus, was hat sie so werden lassen, was sind ihre Hoffnungen und Wünsche, wo legen sie sich selbst Schranken auf, wo sind ihre Begrenzungen verwurzelt? Welche Bedürfnisse, um ihr Leben und ihr Arbeitsumfeld als gelingend zu erleben, bringen sie mit? Mit welchem Blick, mit welcher Geste würde Jesus sie ansehen? Brauchen sie und/oder das System, in dem sie konflikthaft verhaftet sind einen Anstoß zur Veränderung? In beiden Fällen geht es immer um eine konstruktive, wohlwollende, klärende, entwicklungsfördernde Intervention.
Dazu zählt für mich auch ausdrücklich Konfrontatives. Dieses braucht aber unverbrüchlich die Wertschätzung in allen Ebenen: fachlich, persönlich und emotional.

Mein Dienst, ob in Beratung oder Therapie, ist verpflichtet, ein Angebot zur Selbst-wertschätzung, zur Selbstachtung und zur Selbstwirksamkeit zu sein.

Diakonin-Sein bedeutet für mich Begleiterin, Unterstützerin sein; die Schritte auf dem Weg muss der Klient / die Klientin selbst gehen. Er oder sie bestimmt die Akzeptanz und den Umfang der Zusammenarbeit. Meine grundsätzlichen Überlegungen zu meiner Haltung möchte ich in zwei Beispielen zu verdeutlichen versuchen.

Mein Mann (auch Diakon) und ich haben uns vor zehn Jahren entschieden, einen 14-jährigen Pflegesohn bei uns aufzunehmen. Viele erklärten uns offen oder verdeckt für verrückt. Wir wagten es mit einer großer Portion Gottvertrauen, Vertrauen in unsere persönliche und fachliche Befähigung und in der festen Überzeugung „kein Kind ist verloren“ und selbst wenn es schief gehen sollte, so sind einzelne Erlebnisse vielleicht doch irgendwann einmal entscheidend für dieses Kind oder auch für uns. Nicht alles ist plan- und berechenbar, manchmal muss man einfach den Sprung wagen. Nicht kamikazeartig, weder beruflich noch privat, aber doch wagen.

Wir haben diesem Jugendlichen eine ganz sichere Bindungsbasis angeboten, wie ich inzwischen als Traumatherapeutin sagen kann. Wir hielten die Bindung auch dann, wenn er uns anbot, auszusteigen, uns auf die Probe stellte. Gottes Option für die Schwachen umzusetzen, hat sich hier für mich auch darin gezeigt, dran zu bleiben, eigene Enttäuschungen klar zu sehen, Empathie immer und immer wieder zu üben und an der Überzeugung dran zu bleiben, dass Gott für alle ein gelingendes Leben im Sinn hat. Landläufig könnte man auch sagen, zäh sein gehört zum Diakonin-Sein. Zäh, langatmig, geduldig, immer wieder hoffend, Gnade erbittend und offen sein für Neues.

So ist uns inzwischen geschenkt, dass ein Kind uns als Eltern „adoptiert“ hat. Es ist in einem kleinen Beispiel für mich / uns etwas Wirklichkeit geworden von Gottes Ziel mit uns Menschen. Traumatherapeutisch sage ich, Kind/Junge du bist so gewesen, weil dich deine schlimmen Erfahrungen so gemacht haben, du bist nicht diese Erfahrungen! Es gibt neue Erfahrungen für dich, du Menschen- und Gotteskind. Neue Erfahrungen können neurobiologisch wirken, dich ändern. Aus dir den kreativen, liebenswerten, lebensfähigen Menschen machen, zu dem dich Gott erdacht hat. Verantwortlich für deine Veränderung bist nicht du als Kind, wir als Eltern, Gesellschaft, Kirche, Diakonie, wir sind verantwortlich, dir solche Rahmenbedingungen zu schaffen, die dich wachsen und reifen lassen zu dem, was Gott mit einem Menschen, der ihm gleich ist, gemeint hat.

In meinen beruflichen Kontexten ist mir diese Grundhaltung zentral geworden. Lange hatte ich, als Klinikseelsorgerin in einer Kinder- und Jugendklinik mit Geburtshilfe, ein Bild an der Wand, das Kinder in einer Hängematte fröhlich spielend und lachend zeigte und auf dem stand: „Im Mittelpunkt der Mensch“.

Bei allen Überlegungen, Abwägungen, Fragen nach Verantwortung, nach systemischen Zusammenhängen, nach persönlichem Profil, ist mir wichtig, den Menschen, der mir begegnet, kennenzulernen. Welche Erfahrungen bringt er

mit? Welche Einstellungen zu sich selbst und zu seinen Mitmenschen hat er? Hat er genügend Selbstwertgefühl oder überhöht er sich, wie z. B. die Schriftgelehrten bei der Ehebrecherin?

Wer begegnet mir? Wie reagiere ich? Was wird in mir in einer Begegnung wach?

So ist die Selbstkenntnis und –reflexion, so weit sie uns als Individuum gelingen kann, eine zentrale Frage gerade im Umgang mit Menschen, die in schweren, konflikthaften Nöten sind, die sie an den Rand ihrer Möglichkeiten bringen.

Hier einzuladen, die eigenen Potenziale, die Handlungsoptionen, die neuen Wege oder auch die klare Konfrontation zu sehen, ist für mich diakonisch.
Diakonin-Sein heißt für mich, Menschen zu ermächtigen, wieder selbst handeln zu können. Ich bin der Überzeugung, Gott will uns als freie, kreative, offene, neugierige, schöpferische Menschen, als Gegenüber.

Ich schöpfe Kraft aus dem theologischen Gespräch mit meinem Mann, meiner Diakoninnengemeinschaft im Ganzen und speziell in der Regionalgruppe, mit einzelnen vertrauten Diakoninnen und Diakonen, meinen Kollegen und Kolleginnen im aktuellen Dienstfeld. Im reflexiven Gespräch mit all diesen Menschen und in der Stille vor Gott bekomme ich Klarheit, Hoffnung und Neu-Ausrichtung.
Im Mittelpunkt der Mensch.

Elisabeth Peterhoff, Jg. 1964, Diakonin, Gestalttherapeutin, Traumatherapeutin, Referentin Arbeitsstelle „kokon“ für konstruktive Konfliktbearbeitung in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

CARL-CHRISTIAN KLEIN

„… in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernen“ oder: Doppelte Qualifikation des Diakon-Seins konkret in der Lebens- und Dienstwirklichkeit

Dass ich Diakon geworden bin, liegt nicht in erster Linie daran, dass ich aus einer Diakonen-Familie stamme, einer Familie, die seit Generationen im kirchlich-diakonischen Dienst zu Hause ist …
Die Profession Diakon habe ich erlernt – das wird mir im Rückblick zunehmend bewusst – nicht wegen, sondern eher *trotz* meiner speziellen Sozialisation als „Hauseltern-Kind“, *trotz* einer Kindheit und Jugend in diakonischen Einrichtungen und Unternehmen.

Diakon bin ich (und habe nicht aufgehört, es zu werden), weil Vorbilder mich, mein Herz unruhig, fragend und suchend gemacht haben. Zum Beispiel:
- Gustav Heinemann: *„Nichts ist sinnlos, nichts verloren. Alles, was wir tun, oder nicht tun, hat unendliche Konsequenzen.*“
- John F. Kennedy: *„Frage nicht, was dein Land für dich tun kann …“*

später war es
- Jürgen Moltmann: *„Wenn wir auf die in Christus geschehene Erlösung blicken, verzweifeln wir nicht an dieser Welt, sondern bleiben ihr treu …“*

sprachen mich an, machten mich unruhig … forderten Antwort und Verantwortung.

Diakone, denen ich im Zivildienst in Bethel begegnete, nannten diese Unruhe „Berufung“.
Dass ich Diakon wurde, war meine Möglichkeit, mich dem Anspruch zu stellen, gemeinsam mit anderen, lebenslang, professionell, doppelt (und mehr) qualifiziert mich der Herausforderung zu verantworten.

Das macht für mich bis heute das Faszinierende am Diakon-Sein aus: dass „mein Herz unruhig ist“, weil es immer wieder neu angesprochen wird. Dass Diakon-Sein eine Zumutung ist, Herausforderung bleibt, um Gottes Willen nah bei den Menschen zu sein.

Faszinierend auch, dass mich mein professioneller Berufsweg als Diakon an (nicht allein von mir selbst ausgesuchte) Arbeitsplätze bringt, wo ich immer neu und je arbeitsplatzspezifisch mein Diakon-Sein mit seiner doppelten Qualifikation einbringen kann.

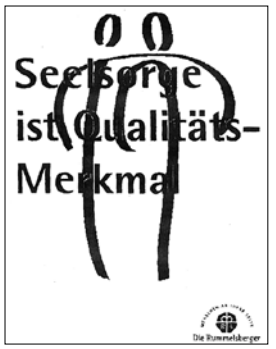
Schon mein erster Dienstort – nach der Einsegnung zum Diakon 1975 – Gemeindekrankenpflege, (später: Diakonie-/Sozialstation), forderte, hoch qualifizierte effiziente Fachlichkeit in Pflege und Sozialmanagement zu verbinden und in die

Lebenswirklichkeit menschlicher Grenzerfahrungen in Krankheit, Abschied, Leid, Tod hineinzuhören und Begleiter zu sein. Schon hier machte ich die Erfahrung,

- dass Dableiben in und Aushalten einer schmerzhaften, scheinbar sinnlosen Pflegesituation zu Hause mit den Verwandten ein sprechendes Zeichen der Menschenfreundlichkeit Gottes sein kann ...
- dass das gemeinsame Vater Unser am Sterbebett trägt – auch dort, wo es seit Jahren fremd geworden ist, wenn du dich denn traust, es an- und auszusprechen,
- den Diakonat mit zu gestalten auf der Schwelle zwischen (exklusiv-denkender) Parochie und (inklusiv lebender) Diakonie, ohne in Resignation oder Zynismus zu verfallen, vielmehr die Hoffnung nicht aufzugeben, nicht aufzuhören, dafür zu werben und daran zu arbeiten, beide immer wieder neu miteinander zu versöhnen ...

Später war ich als Diakon Referent des Diakonischen Werkes Westfalen, eines Flächenlandes zuständig für 120 Diakoniestationen.
Hier hieß Diakon-Sein mit und für 1.000 Mitarbeitende in der ambulanten Gesundheits- und Krankenpflege für mich:

- sozial-pflegerische Profession mit gemeinwesenorientierter kirchlich-diakonischer Gemeinde-Bildung verbinden;
- kirchliche Gemeindepflege mit sozialstaatlichen Rahmenvorgaben und -bedingungen verhandeln;
- als Pflegeprofi, Verhandlungsführer gegenüber primär wirtschaftlich denkenden Kassenvertretern gleichzeitig Anwalt der Patienten, pflegenden Angehörigen und Mitarbeitenden sein und bleiben. In der jeweiligen Rolle und am jeweiligen Ort galt es, die diakonische Frage zu stellen, sensibel und aufmerksam zu sein für den *diakonischen Moment*;



- in Verhandlungen mit den Spitzenverbänden der Kranken-/Pflegekassen „Seelsorge als Qualitätsmerkmal“ einer durch die Diakonie erbrachten Pflege politisch zu verteidigen ...;
- bei Trägern von Diakoniestationen (damals vorwiegend Kirchengemeinden) dafür zu werben, das zusätzlich erbrachte „Modul Zeit“ aus Eigenmitteln der Gemeinde zu finanzieren;
- mich nicht auf eine Seite zu schlagen, vielmehr: sowohl das kirchliche Feld/Milieu („am Altar“) wie den säkularen sozial-pflegerischen Dienstleistungs-Markt wirklich zu kennen, dort zu Hause zu sein und doch „Betweener“ zu bleiben. Beispielsweise haben Mitarbeiter von Diakoniestationen eingefordertet, zumindest ein Mal pro Jahr in einem Gottesdienst pflegende Angehörige einzuladen, miteinander Gottesdienst zu gestalten, den ursprünglichen Sinn des Fürbitten-Gebets im Gottesdienst (als Diakonie-Gebet) wieder neu zu entdecken.

Kranke und Gesunde, Alte und Junge, Gemeinde und Diakonie, Kirche und Welt miteinander betend zu versprechen:
„Wir Mitarbeitenden in der Diakonie / wir tun unseren Dienst / wir pflegen, beraten, begleiten, wir bleiben / Wir vollbringen keine Wunder / manchmal aber können wir von Wundern erzählen / wenn ein Patient mit Schlaganfall und Sprachstörung lernt, ein erfülltes Leben zu leben / wenn Eltern sich für ihr behindertes Kind entscheiden / .../ nein, wir vollbringen keine Wunder / auch für uns gelten: Zeittakt, Finanzierbarkeit, Marktbedingungen / manchmal aber können wir von Wundern erzählen / manchmal erleben wir mitten im Pflegealltag, dass der Himmel die Erde berührt.“ [1]



Exkurs:
Ein weiteres ganz praktisches Beispiel war die Erarbeitung eines LOGOs für eine neu entstehende Diakoniestation: Wir haben ein „sprechendes Logo“, ein die Diakonizität unserer Pflegearbeit aufzeigendes Piktogramm mit den Mitarbeitern und der Kirchengemeinde als dem Träger der Diakoniestation erarbeitet und dazu eine Meditation geschrieben.

Mein Alltag:
Zwei Menschen,
zwei Menschen, die sich begegnen,
Eine Pflegesituation von vielen:
Zwei Menschen
auf einer Ebene,
auf Augenhöhe sind
sie einander nahe.
Sie berühren, sie begreifen einander.

Der eine braucht ein Pflegehilfsmittel, eine Gehhilfe, um voranzukommen – und wohl auch noch mehr. Das gibt ihm die andere. Der eine braucht den andere, um voranzukommen.

Aber wer gibt hier eigentlich und wer nimmt? Dieses Abbild meines Alltags macht mir neu deutlich: Einer ist ohne den anderen unvollständig.

Dort, wo sie sich mit ihren Armen stützen, wo sie sich nahe kommen, die Hand reichen bilden sie ein Dreieck – Zeichen ihrer unbedigten Ergänzungsbedürftigkeit, uraltes Transparent für Gottes lebendige Gegenwart.

Mein von mir als Diakon an der Schnittstelle zwischen Kirche/Diakonie, gesund/krank, Alter/Markt erlebter, – Sitz im Leben– hat sich während der 15 Jahre als Referent im Diakonischen Werk zunächst unbewusst, später – auch im Diskurs mit Schwestern und Brüdern aus meiner Gemeinschaft – reflektiert verändert: Ich erlebe diakonische Existenz – also die Entfaltung der doppelten Qualifikation – weniger additiv als vielmehr komplementär.

Der theologische Ansatz Dietrich Bonhoeffers ist mir dafür wichtig geworden:

1 Diakonisches Werk Westfalen, Hg. Helfende Hände, 1985

„...Später erfuhr ich und ich erfahre es bis zur Stunde, dass man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen sei es einen Heiligen oder bekehrten Sünder (und ich füge hinzu: einen doppelt qualifizierten Diakon) [...] und dies nenne ich Diesseitigkeit, nämlich in der Fülle der Aufgaben, Fragen, Erfolge und Misserfolge, Erfahrungen und Ratlosigkeiten leben, – dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern das Leiden Gottes in der Welt ernst ... [2]

Dass ich in meinem Diakon-Sein nicht fertig bin, weder mit mir selbst, noch mit den anderen, meinen Geschwistern in der Gemeinschaft, mit Kirche, Diakonie und Welt, dass Diakon-Sein also Diakon-*Werden* (‚glauben *lernen*' Bonhoeffer) bedeutet, diese (Glaubens-)Erfahrung setzte sich ab 1999 in der Wahl zum Geschäftsführer des Dachverbandes der Diakon/innengemeinschaften in Deutschland fort.

Als Geschäftsführer des Diakon/innen-Verbandes VEDD mit seinen 23 Mitgliedsgemeinschaften besteht mein Diakon-Sein in der Herausforderung, das Spezifische des Diakon/in-Seins in sich tiefgreifend verändernden Rahmenbedingungen in Gesellschaft, Kirche und Diakonie aktuell zu beschreiben; sowohl nach innen, also für Diakone selbst, als auch nach außen in Kirche, Diakonie und Gesellschaft.

Es gilt, dazwischen zu gehen,
- das überkommene additive Verständnis der sogenannten Doppelten Qualifikation in ein verbindendes, komplementäres Verständnis weiter zu entwickeln;
- in einer Kirche und Diakonie, die den Diakonat immer noch nicht kirchenrechtlich geordnet haben;
- die spezifischen Tätigkeitsmerkmale von Diakon/innen neu exakt und nachprüfbar für die Betroffenen, Bildungsstätten und Träger herauszuarbeiten;
- und in den Reformprozessen in Kirche und Diakonie Gemeinschaften darin zu bestärken, das alltägliche Diakon/in-Sein (neu) als zeichenhaft für die Menschenfreundlichkeit Gottes mitten in den Problemen und Fragen der Welt wiederzuentdecken, zu deuten und spirituell zu begleiten.

Diakon/in-Sein ist eine bedingt erlernbare Profession,
- vergleichbar einer doppelt belichteten fotografischen Platte oder
- zwei aufeinandergelegten Folien, die durchscheinend sind für die Menschen-freundlichkeit Gottes im Alltag der Welt.

Das Spezifikum (die Eigentümlichkeit) des Diakon/in-Seins ist die Kunst und Fähigkeit, aus einer ‚doppelten Qualifikation' eine diakonische Existenz und Kompetenz zu entwickeln und alles intellektuelle Wissen und erlernbare Können, Glauben und Handeln vom gekreuzigten Herrn der Kirche und ihrer Diakonie durchkreuzen und in den Dienst mit Menschen stellen zu lassen.

2 Dietrich Bonhoeffer, Treue zur Welt, 1971, S. 68

Diakon-/in-Sein und Diakonie ereignen sich, sind lebendiges Geschehen, sind Geschichte, Heilsgeschichte Gottes mit uns Menschen und haben deshalb zu tun mit Lebensgeschichten und Krankheitsbildern.
Der Erzählkundige aus Nazareth wusste um die passendsten Bilder und Geschichten für alle erdenklichen Schmerzen, hörte den Geschichten der Menschen zu, legte Hände auf und streichelte Kinder.

Exkurs:
Die Fragestellung und die sich darin abzeichnende Ungeduld, das Berufsbild „Diakon/in", das Spezifikum des Diakon/in-Seins ein für alle Mal allgemeingültig zu beschreiben, erinnert mich an den Pastor der Gemeinschaft Nazareth, Eberhard Warns. Dieser umfassend gebildete Theologe regte angesichts der auch von ihm – nach jahrelanger Felderfahrung in einer lebendigen Diakonischen Gemeinschaft – nicht wirklich überzeugend zu beantwortenden Frage nach dem Spezifikum dieser doppelten Qualifikation von Diakon/innen an, im Foyer und den öffentlich zugänglichen Räumen des Hauses der Gemeinschaft großformatige Bilder, Fotos auszustellen, Momentaufnahmen von typischen Diensten von Diakon/innen, (für sich) sprechende Augen-Blicke gelebten Diakon/in-Seins.

Nach einigen intensiven Jahren als Pastor einer Gemeinschaft von Diakon/innen war er der Meinung: „Doppelte Qualifikation' des Diakon/seins, diese spezifische diakonische Haltung – da*rüber* lässt sich letztlich nicht definierend reden und diskutieren, Diakon/in-Sein lässt sich nur am lebenden Beispiel begreifen, sehen, erfahren, schmecken, fühlen, erleiden – analog des – abgewandelten – biblischen Mottos der Nazareth-Gemeinschaft: ‚Was kann aus Nazareth für ein Diakon/in-Sein kommen? – Komm (!) und sieh (!) es."

Noch einmal die Frage:
Wie gestalte ich ‚doppelte Qualifikation' in meiner Dienst- und Lebenswirklichkeit?
Ich lebe Diakon-Sein, indem ich Altar und Straße, Seelsorge und soziale Arbeit verbinde, zusammenlebe, miteinander verspreche.
Ich gestalte ‚doppelte Qualifikation' lernend ‚in der vollen Diesseitigkeit des Lebens' (Bonhoeffer), also eher außerhalb des gottesdienstlichen Raumes, um Gottes willen nah bei den Menschen.
Damit komme ich in meinem Diakon-Sein der „Ortsbeschreibung" der ehemaligen Gemeindeschwester nahe; sie definierte ihren Sitz im Leben der Gemeinde als „die am weitesten in die Alltagswirklichkeit der Welt hinausragende Spitze des Evangeliums".

Weil ich so weit draußen vor der Türe des gottesdienstlichen Raums arbeite, brauche ich die Gewissheit meiner Berufung, den kirchlichen Auftrag (meine Einsegnung) und die Gemeinschaft als schützenden Raum.

Nur in diesem Rückbezug kann ich mich riskieren, mein Diakon-Sein leben und gestalten; konkret:
- das Evangelium von der Menschenfreundlichkeit Gottes

im Alltag der Welt versprechen mit den Lebenssituationen von Menschen
- sensibel und offen sein, ein diakonisches Ohr zu haben für die „spirituellen Sehnsüchte von Menschen, die diese in ihrer meist unreligiösen Sprache oder Sprachlosigkeit äußern“.[3]

Über Diakon/in-Sein und die ‚doppelte Qualifikation‘ lässt sich kirchen-, diakonie- und bildungsdefinitorisch trefflich (und endlos) diskutieren – das faktische Diakon/in-Sein wird dadurch nicht begreifbarer (geschadet hat es aber auch nicht.)

Während EURODIAKONIA mit dem Arbeitspapier „To be and to do“ [4] erstmals eine kirchen- und länderübergreifende Zusammenschau der theologischen Ansätze und Modelle der Umsetzung des Diakonats in den Diskurs gestellt hat, ist die Großwetterlage zur Weiterentwicklung des Diakonats in den deutschen Landeskirchen eher rückwärtsgewandt, reformresistent. Bei uns sind Kirchenleitungen derzeit mit großem Kraftaufwand damit beschäftigt, überkommene Strukturen, insbesondere eine Pfarrer-zentrierte Kirchenstruktur, zu tradieren bei offenbar kirchenpolitisch gewollter Verhinderung, den Diakonat zu gestalten. Diakon/in-Sein lässt sich in deutschen Kirchen erst dann verbindlich beschreiben, wenn die in § 15 der Grundordnung der EKD verankerte Zuordnung des Diakonats zur Kirche als ihre ‚Lebens- und Wesensäußerung‘ endlich auch als geordnetes Amt (also als konkrete Ausführungsbestimmung) kirchenrechtlich beschrieben und auf allen Ebenen etabliert ist.

So lange und bis dahin leben und gestalten Diakoninnen und Diakone Diakon/in-Sein sozusagen „auf Hoffnung“. „Auf Hoffnung“ – davon erzählen die Beispiele zu Beginn dieses Aufsatzes – leben und gestalten wir den „ungeordneten Diakonat“ und zielen dabei ab auf das ausgewogene und professionell begründete Miteinander von Wortverkündigung und tätiger Nächstenliebe gemäß der These Fulbert Steffenskys: „Es gibt zwei Kanzeln: die Kanzel des Wortes und die Kanzel der Tat.“ [5]
Das sind zwei Seiten einer Medaille, die eine Seite ist ohne die andere nicht zu haben. Die Kirche des Wortes ist auch die Kirche der Tat, der Diakonie, oder sie ist keine Kirche Jesu Christi.

Carl-Christian Klein, Jg. 1948, Diakon, Gemeindekrankenpfleger, Gestaltseelsorger, VEDD-Geschäftsführung, Berlin

3 Frieder Grau, Wozu Diakoninnen und Diakone, wenn doch alle Christen Diakone sind?, in „Der Geist Gottes wirkt in den Fugen...“, Hg. Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften, IMPULS IV/2011, S. 39
4 Hg: Eurodiakonia, ‚To be and to do‘, Übersetzung ‚Sein und Handeln – Diakonie und die Kirche‘, Bericht einer theologischen Arbeitsgruppe, Brüssel 2004
5 Steffensky, Fulbert (2003): Spiritualität in, mit und für unsere Gemeinschaften. In VEDD (Hg.) (2003): IMPULS I/2003

AUSSCHREIBUNG VEDD-PROJEKT SCHREIBWERKSTATT

DICH Schwester .....
lade ich mit diesen Zeilen persönlich

zur Schreibwerkstatt ein,

in der Diakoninnen und Diakone erzählen, wie sie ihr Diakon/in-Sein im Alltag leben und gestalten.

Nicht nur im Rahmen der Weiterentwicklung der Diakon/innenausbildung und dem kirchen-/diakonie-politischen Diskurs zum Berufsbild Diakon/in, zunehmend auch im Rahmen der Umsetzung von „Kirche der Freiheit“ und nicht zuletzt in unserem innerverbandlichen Meinungsbildungsprozess „VEDD 2013+“ werde ich in letzter Zeit verstärkt nachgefragt, was Diakon-/Diakonin-Sein konkret bedeutet.

Mit dem IMPULS *„Kompetenzmatrix für die Ausbildung von Diakon/innen“* haben wir eine fachlich-eindrücklich, vielbeachtete Beschreibung *über* das, „was Diakone und Diakoninnen können (sollen)“ in den kirchlich-diakonischen Diskurs eingebracht;

in der *Schreibwerkstatt* soll es darum gehen, dass Diakon/innen ihr Diakon/in-Sein [ihre ‚doppelte Qualifikation‘ im Vollzug] selbst beschreiben.

Herzliche Einladung zur *Schreibwerkstatt*:

Beschreibe wie du im Alltag deine spezielle Profession als DiakonIn gestaltest; also die Verbindung deiner theologischen und sozial-fachlichen Kompetenz.

Erzähle wie es dir als DiakonIn gelingt, Sozial- oder Gemeindearbeit, Pflegedienst oder Beratungs- und Leitungsaufgaben zusammenzuhalten mit der Ethik und Hoffnung des Evangeliums.

Die **Einladung**
mit näheren Informationen zur VEDD-Schreibwerkstatt findest du im Anhang zu diesem Brief.

BITTE mach mit!
Wir sind gespannt und freuen uns schon jetzt auf deine Rückmeldung.

Schreibwerkstatt

Erzähle/berichte möglichst konkret, wie du dein DiakonIn-Sein im Alltag lebst und gestaltest:
- dargestellt an deiner Lebens- und Dienstwirklichkeit
- dargestellt an einer oder mehreren Lebens- oder Arbeitssituationen

Beschreibe wie du im Alltag Deine spezielle Profession als Diakon/in gestaltest; also die Verbindung Deiner theologischen und sozialfachlichen Kompetenz:
- Wie machst du das?
  Wie gelingt es dir, beide Wurzeln zusammenzubringen?
- Wie reflektierst du deinen Dienst / dein sozial-diakonisches Handeln an deinem spirituellen Anspruch?
- Wie hältst du in Deinem Dienst als Diakon/in Sozial- oder Gemeindearbeit, Pflegedienst oder Beratungs- und Leitungsaufgaben zusammen mit der Ethik und Hoffnung des Evangeliums?
- DiakonInnen sind nah bei Menschen, die von existenziellen Lebenssituationen betroffen sind oder am Rand der Gesellschaft stehen. Wie versprichst du die Grenzsituationen, die dir in deinem Dienst begegnen, mit dem was dich trägt, damit Glaube nicht nur Anspruch bleibt.
- Erzähle, was du erlebst – und von gelingenden Beispielen, wie du in Deinem Alltag als Diakon/in (mit deiner doppelten Qualifikation) immer wieder neu versuchst, VermittlerIn / Betweener/in zu sein: zwischen „Altar und Markt“, zwischen der „Kanzel des Wortes und der Kanzel der Tat”.
- Wo erlebst du dein geistliches (und gemeinschaftliches) Leben als Quelle und Zuspruch?

Arbeitstitel:

UM GOTTES WILLEN – NAH BEI DEN MENSCHEN

- Diakoninnen und Diakone beschreiben Diakon/in-Sein leben
- Lebens- und Arbeitswirklichkeit Diakon/in

Anlass: Ein Kompendium (zum 100. Geburtstag des [DD, EDV] VEDD im Jahr 2013):
- Ein Redaktionskreis aus Mitgliedern verschiedener Gemeinschaften sammelt und sichtet die Texte und veröffentlicht sie in geeigneter Weise (z. B. als IMPULS-Heft)
- Dabei kann die Textsammlung den derzeit entstehenden Band „Geschichte des VEDD und seiner Gemeinschaften von 1945 – 2013“ konkret praktisch ergänzen

Herausgeber: VEDD

Format: ca. ein bis zwei Din-A4-Seiten, einzeilig, Schrift Arial, Schriftgröße 12 Punkt

Abgabetermin: 1. Oktober 2011

VEDD

IMPULS

Impressum

Herausgeber:
Verband Evangelischer Diakonen-, Diakoninnen- und Diakonatsgemeinschaften in Deutschland e. V. – VEDD
Glockenstraße 8, 14163 Berlin
Tel. 030 / 80 10 84 04
vedd@vedd.de
www.vedd.de
Verantwortlich: Diakon C. Christian Klein
Gestaltung: www.redbuero.de

Weitere Broschüren aus der Reihe IMPULS – POSITIONEN UND KONZEPTE AUS DEM VEDD im Internet unter www.vedd.de